

(Nachdruck verboten.)

49]

## Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Rechljudow sagte, was er dachte. Anfangs wollte die Gräfin Jekaterina Iwanowna ihrem Neffen beistimmen; aber dann schwieg sie, wie alle übrigen, und Rechljudow fühlte, daß er mit dieser Erzählung eine Art Ungeschicklichkeit begangen habe.

Abends begann man sich bald nach dem Essen im großen Saal, wo wie bei einer Vorlesung eigens Reihen von Stühlen mit hohen geschnitzten Lehnen und vor dem Tisch ein Sessel und ein kleiner Tisch mit einer Karaffe Wasser für den Prediger aufgestellt waren, zu der Andacht zu versammeln, bei welcher der Fremde Niesewetter predigen sollte.

Au der Auffahrt standen teure Equipagen. In dem Saal mit teurer Einrichtung sahen Damen in Sammet, Seide und Spitzen, mit Haartouren und stark geschnürten, eingeeigneten Taillen. Zwischen den Damen saßen Herren, Militär- und Staatspersonen und fünf Leute niedriger Herkunft: zwei Hausknechte, ein Krämer, ein Lakai und ein Kutscher.

Niesewetter, ein kräftiger, ergraunter Mann, sprach englisch, und ein junges, mageres Mädchen mit einem Pincenez übersetzte seine Worte gut und schnell.

Er sprach darüber, daß unsre Sünden so groß seien, die Strafe für sie aber so schwer und unvermeidlich, daß man in Erwartung dieser Strafe nicht weiter leben könnte.

„Denken wir nur, liebe Schwestern und Brüder, an uns, an unser Leben, an das, was wir thun, wie wir leben, wie wir den lieben Gott erzürnen, welche Leiden wir Christus bereiten, so begreifen wir, daß es keine Verzeihung, keinen Ausweg, keine Erlösung für uns giebt; daß wir alle dem Verderben geweiht sind. Ein schreckliches Verderben, ewige Qualen warten unser,“ sagte er mit zitternder, weinerlicher Stimme. „Wie soll man Rettung finden? Brüder, wie soll man Rettung finden vor diesem schrecklichen Feuer? Es hat bereits das Haus ergriffen und einen Ausweg giebt es nicht mehr.“

Er schwieg; wirkliche Thränen liefen über seine Wangen. Schon seit acht Jahren fühlte er jedesmal, wenn er bis zu dieser Stelle seiner Rede gekommen war, die ihm sehr gefiel, unfehlbar einen Krampf in der Kehle, ein Stikeln in der Nase, und aus seinen Augen flossen Thränen. Und diese Thränen rührten ihn noch mehr. Im Zimmer ertönte Schluchzen. Die Gräfin Jekaterina Iwanowna saß am Moskattischchen, hatte den Kopf auf beide Hände gestützt und ihre dicken Schultern zitterten. Der Kutscher sah erstaunt und erschreckt auf den Deutschen Niesewetter, als wäre der ihm an den Wagen gefahren. Die Mehrzahl der Anwesenden saß in ebenförmiger Pose, wie die Gräfin Jekaterina Iwanowna. Wolfs Tochter, die dem Vater gleich, lag im modernen Kleide auf den Knien und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Der Redner enthüllte plötzlich sein Gesicht und rief auf ihm ein Lächeln hervor, das einem wirklichen sehr ähnelnd war und demjenigen gleich, durch welches Schauspielere Frende ausdrücken; dann begann er mit süßer, zärtlicher Stimme:

„Aber es giebt eine Rettung. Und sie ist leicht und eitel Freude. Die Rettung ist das für uns vergossene Blut des einzigen Sohnes Gottes, der für uns gelitten hat. Seine Leiden, sein Blut erretten uns. Brüder und Schwestern“, begann er wieder mit Thränen in der Stimme: „Danken wir Gott, der seinen eingeborenen Sohn gab zur Erlösung des Menschengeschlechts. Sein heiliges Blut...“

Rechljudow empfand ein so quälendes Gefühl, daß er leise aufstand, mit finsterem Gesicht auf den Zehenspitzen hinausging und sich in sein Zimmer begab.

### Achtzehntes Kapitel.

Am nächsten Tage hatte Rechljudow sich kaum angekleidet und schickte sich an, nach unten zu gehen, als der Lakai ihm die Karte des Moskauer Advokaten brachte. Der Advokat war in eignen Angelegenheiten gekommen und wollte gleichzeitig bei der Untersuchung des Prozesses der Maslowa im Senat zugegen sein, wenn der Prozeß bald verhandelt würde. Das Telegramm, welches

Rechljudow ihm geschickt, hatte ihn verfehlt. Als er von Rechljudow hörte, wann der Prozeß der Maslowa verhandelt würde und welches die Senatoren waren, lächelte er.

„Sind gerade alle drei Senatoren, wie sie im Buche stehen,“ sagte er. „Wolf — der Petersburger Beamte, Stoworodukow — der gelehrte Jurist, und B. — der praktische Jurist, der deswegen lebendiger als alle andern ist,“ sagte der Advokat. „Auf ihn hoffe ich am allermeisten. Nun, wie steht's denn in der Kommission für Bittgesuche?“

„Ich fahre heute zum Baron Worobjow; gestern konnte ich keine Audienz erlangen.“

„Wissen Sie, warum Worobjow Baron ist? sagte der Advokat als Antwort auf die ironische Bemerkung, mit der Rechljudow diesen ausländischen Titel vor einem so echt russischen Eigennamen ausgesprochen hatte. „Weil Kaiser Paul seinen Großvater — er wird wohl Hoflakai gewesen sein — durch Verleihung dieses Titels ausgezeichnet hat. Er war ihm irgendwie gefällig gewesen, da machte er einen Baron aus ihm. Ich wünsche es und wir hat niemand zu widersprechen!“ So wurde er Baron und ist schrecklich stolz auf den Titel.“

„Gut, ich werde ihn besuchen,“ sagte Rechljudow.

„Nun, das ist schön; dann fahren wir zusammen. Ich begleite Sie hin.“

Nach bevor Rechljudow abfuhr, begegnete ihm im Flur ein Lakai mit einem französischen Schreiben an ihn von Marietta:

„Um Ihnen Spaß zu machen, habe ich gänzlich gegen meine Grundsätze gehandelt und bin bei meinem Manne für ihre Schutzbefohlene eingetreten. Da ergibt sich, daß diese Person möglichenfalls sofort in Freiheit gesetzt werden kann. Mein Gatte hat an den Kommandanten geschrieben. Kommen Sie also „uneigennützig“. Ich erwarte Sie. M.“

„Einfach eine Grille!“ sagte Rechljudow zu dem Advokaten. „Ist das nicht schrecklich? Eine Frau, die sieben Monate in Einzelhaft gehalten wird, erweist sich als vollkommen unschuldig, und ein einziges Wort genügt, um sie in Freiheit zu setzen.“

„Das ist immer so. Nun haben Sie wenigstens das Gewünschte erreicht.“

„Ja, aber dieser Erfolg macht mir Kummer. Was mag man dort eigentlich treiben? Warum hat man sie dort festgehalten?“

„Darüber grübelt man am besten gar nicht nach.“

„Also ich werde Sie hinbegleiten,“ sagte der Advokat, als sie auf die Freitreppe hinausgetreten waren und ein schönes Mietsfuhrwerk, das der Anwalt genommen, an die Treppe herauf fuhr.

Der Advokat sagte dem Kutscher, wohin er fahren solle, und die schönen Pferde brachten Rechljudow schnell zu dem Hause, welches der Baron bewohnte. Der Baron war zu Hause. Im ersten Zimmer stand ein junger Beamte in Uniform mit übermäßig langem Hals und vorstehendem Adamsapfel; er hatte einen ungewöhnlich leichten Gang; außerdem waren zwei Damen im Zimmer.

„Ihr Name?“ fragte der junge Beamte mit dem Adamsapfel, indem er ungewöhnlich leicht und grazios von den Damen zu Rechljudow herüberkam.

Rechljudow nannte seinen Namen.

„Herr Baron hat von Ihnen gesprochen. Sofort!“

Ein Adjutant trat in die geflossene Thür und geleitete eine verweinte Dame in Trauer hinaus. Die Dame ließ mit knöchernen Fingern ihren hochgeschobenen Schleier herunter, um ihre Thränen zu verbergen.

„Bitte,“ wandte sich der junge Beamte an Rechljudow, trat mit leichten Schritten zur Thür des Kabinetts, öffnete sie und blieb in ihr stehen.

Nach seinem Eintritt in das Kabinett befand sich Rechljudow einem mittelgroßen, stämmigen, kurzgeschorenen Mann im Ueberrock gegenüber, der im Lehnstuhl an einem großen Schreibtisch saß und fröhlich vor sich hinsah. Sein gutmütiges Gesicht fiel besonders durch seine rote Farbe bei einem weißen Schnurr- und Wadenbart auf; es verzog sich bei Rechljudows Anblick zu einem gutmütigen Lächeln.

„Freut mich sehr, Sie zu sehen; wir sind alle Bekannte und Freunde, Ihre Frau Mutter und ich. Habe Sie

als Knabe und dann als Offizier gekannt. Nun, sagen Sie sich und erzählen, womit ich Ihnen dienen kann. Ja, ja," sagte er, den grauen Kopf schüttelnd, als Rechljudow die Geschichte Fedosias erzählte. „Reden Sie, reden Sie, ich verstehe alles, ja, ja, das ist in der That rührend. Haben Sie denn ein Gnadengesuch eingereicht?“

„Ich habe es ausgelegt," sagte Rechljudow und zog das Gesuch aus der Tasche, „aber ich wollte Sie bitten, in der Hoffnung, dadurch besondere Aufmerksamkeit auf die Sache zu lenken.“

„Daran haben Sie recht gethan. Ich werde die Sache jedenfalls selbst vortragen," sagte der Baron und drückte dabei ein Mitgefühl aus, das seinem fröhlichen Gesicht gar nicht anstand. „Sehr rührend. Sie war offenbar ein Kind; der Mann ist grob mit ihr umgegangen, das hat sie abgestoßen; dann ist die Zeit gekommen, wo sie sich Liebgewonnen haben. . . Ja, ich werde das vortragen.“

„Graf Iwan Michailowitsch sagte, er wolle bitten. . ." Rechljudow hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als sich der Gesichtsausdruck des Barons veränderte.

„Uebrigens: reichen Sie Ihr Gesuch bei der Kanzlei ein, ich werde thun, was ich kann," sagte er zu Rechljudow.

In diesem Augenblick trat der junge Beamte ins Zimmer, der offenbar mit seinem Gang kokettierte.

„Die Dame bittet, Ihnen noch zwei Worte sagen zu dürfen.“

„Nun bitten Sie sie herein. Ach, mein Lieber, wieviel Thränen bekommt man hier zu sehen; wenn man sie nur alle trocken könnte! Man thut, was man kann.“

Die Dame trat ein.

„Ich habe vergessen, Sie zu bitten, es nicht zuzulassen, daß er die Tochter weggiebt; sonst wird er für alles . . .“

„Ich habe ja gesagt, daß ich es thun will.“

„Baron, um Gottes willen, Sie retten die Mutter.“ Sie ergriff seine Hand und begann sie zu küssen.“

„Soll alles geschehen.“

Als die Dame hinausging, begann Rechljudow ebenfalls sich zu verabschieden.

„Wir thun, was wir können. Werden uns mit dem Justizminister ins Vernehmen setzen. Der wird uns Bescheid geben, und dann thun wir, was möglich ist.“

Rechljudow ging hinaus und trat in die Kanzlei. Gerade wie im Senat sah er in einem prächtigen Raum eine Anzahl äußerst eleganter Beamten, sauber, höflich, streng korrekt und distinguiert in Sprache und Kleidung.

„Wie viele sind ihrer; wie unendlich viele; und wie wohlgenährt sie alle aussehen! Was für saubere Hemden und Hände sie haben, und wie schön ihre Schuhe gewischt sind! Wer thut das für sie? Wie gut geht es ihnen allen im Vergleich nicht nur mit den Gefangenen, sondern gerade mit den Leuten auf dem Land!" Solche Gedanken kamen Rechljudow unwillkürlich in den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

## Große Berliner Kunstausstellung.

### 1. Deutsche Maler.

Wenn der Ausstellung am Lehrter Bahnhof nachgerühmt werden kann, daß sie im allgemeinen ein größeres Interesse bietet als im Vorjahr, so bezieht sich dies in nur geringem Maße auf die deutsche Abteilung. Gerade von den im deutschen Kunstleben führenden Städten München und Berlin fehlen nach wie vor die wichtigsten Künstler, die „Secessionisten", die rührigen Karlsruher sind kaum vertreten, von den Dresdenern sind nur ein paar unwichtige Bilder da, die Worpssweder fehlen ganz. Sie alle sind draußen in der Secession zu suchen. Immerhin bleibt manches der Erwähnung Werte.

Von den Münchenern sind die Alten, die Mitglieder der Kunstgenossenschaft, und seit den letzten Tagen auch die Luitpold-Gruppe, ziemlich zahlreich erschienen; beide Gruppen sind auch räumlich vereinigt geblieben. Merkwürdig sind die Eindrücke, die man in den Sälen der Alten (30 und hintere Nebensäle) empfängt. Man glaubt sich in eine historische Abteilung versetzt, und stünde nicht die Jahreszahl 1900 unter den meisten Gemälden, man würde darauf schwören, es solle einem hier ein Bild der deutschen Malerei vor 20 Jahren vorgeführt werden. Alles, was damals noch so unbestritten und so sehr geliebt, das lebt hier noch, die sinnigen Mägdlein beim Pfänderspiel, wie der trinkende Mönch (diesmal hat er sich freilich ein wenig verkleidet) und alle die so gar „natürlich" scheinenden Naturauschnitte, die glatt und hart gemalt waren und den Mangel einer künstlerischen Anschauung durch Witz und äußerliche Exene zu ersetzen suchten. Erdelt, der „seinen" Typus und

sein Lichtproblem diesmal etwas stärker als gewöhnlich variierte, und F. A. v. Kaulbach mit seiner „Mandolinenspielerin" fallen in dieser Umgebung auf. Daß Lenbach zu der Gruppe gehört, ist, wenn man nur an die Qualität der Arbeiten denkt, gewiß ein Wunder; er hat diesmal nur Herrenbildnisse ausgestellt, unter denen vor allen das Hermann Linggs hervorsticht.

Das Merkmal der Luitpoldgruppe ist, daß sie die geschickten Anempfindler umfaßt, — das ist mir noch in keiner ihrer Ausstellungen so aufgefallen, wie gerade in dieser. Raffael Schuster-Woldan hat es eine Zeit lang mit dem goldigen Ton der alten Venezianer versucht; jetzt geht er weiter und holt seine Anregungen, wie er sie gerade brauchen kann. Er hat drei Damenbildnisse ausgestellt, das eine in tiefem Braun, dann eins in einer Stellung, wie Habermann sie oft hat, in lichtem Goldgelbgrün, die dritte Dame mit dunkelbraunem Gewand gegen einen stark blauen Himmel mit rosa Wolken (man denkt an Ludwig von Hofmann). Alle drei sind in übertriebener Bewegung, die ebenso wie die Farbengebung erschlägt, die letztere von der Haarfarbe der Modelle abgeleitet erscheint. Walter Thor malt gar nicht übel ein Herrenporträt weich und fleckig im älteren braunen Ton Leibls und ein junges Bauernmädchen in der heftigen, farbigeren Art, desselben Malers. Von Palmis steht man neben zwei Landschaften, einen Blick von der Höhe in das in Abendshatten verlaufende waldige Flußthal und einem Vorfrühling im Birkenhain, die in der bei ihm gewohnten fahlen Art gegeben sind, eine „Mondnacht", in der man auf ein Dorf hinabsieht, die in ihrem starkblauen Ton und in der ganzen Auffassung sofort an Arbeiten Demos Beders erinnert. Man braucht nach solchen Nehllichkeiten nicht etwa erst zu suchen, sie fallen einem auf, sobald man nur das Bild sieht. Karl Hartmann hat ein älteres Bild gesandt, „Erntezeit", auf dem wieder ein unangenehmer Kontrast zwischen dem harten Gelb des Getreides und den zu weichen violetten Schattentönen und der Mangel an Licht auffällt; man zieht es freilich seiner „Pieta" noch vor, die ganz in kaltem blauen Licht erscheint und sicher nicht ohne den Einfluß Böllins entstanden ist, und auch dem „Germanischen Idyll" mit seinem übertriebenen Kontrast zwischen den brandroten nackten Germanen, die sich im Schein der Abendsonne mit einem tanzenden Vären belustigen, und dem starkblauen Himmel, gegen den sie gestellt sind. Hervorzuheben sind die Landschaften Franz Hoffs und Fritz Vaers, während die stark stilisierten italienischen Motive Urbans, die in einem gleichförmig grünen Ton gehalten sind, fast erscheinen. Geschmackvoll im Ton, aber nicht frei heruntergemalt, sondern sorgsam arrangiert und berechnet ist das Bildnis einer Dame in grauem Kleide in einem durchgeführten Interieur von Karl Rügler. In einer großen Komposition hat sich Otto Schäfer versucht. Es ist eine wildbewegte Scene, zwei Kämpferpaare, in stark outrierter Haltung hoch gegen den tiefblauen Abendhimmel gestellt, zwischen denen in lüthner Verkürzung nach vorn ein nacktes Weib am Boden liegt. In der Farbengebung wie in der zeichnerischen Komposition nicht ohne Geschick, ist auch diese Arbeit wieder völlig in Anlehnung an alte Vorbilder entstanden; der goldig und grün schimmernde Grundton mag freilich eher erst von Schuster-Woldans früheren Werken übernommen sein. Von Ghisis ist eine größere Zahl von zeichnerischen Studien, Alle in starker Bewegung und mit kräftigen Köpfen, und meist nur flüchtigen Skizzen und Entwürfen vor.

Auch die Düsseldorfser Künstler haben kollektiv ausgestellt, und ihre Säle, die letzten der großen Mittelsäle, machen diesmal einen frischeren Eindruck als sonst. Die alten Belamiten, die Kröner, Peterjen-Angeln usw. sind freilich auch in diesem Jahr mit den Renausgaben ihrer alten Bilder da; Eugen Kamppf und Olof Heruberg haben ihre kräftigen Landschaften gesandt, wobei die des letzteren freilich härter und weniger ausgeglichen erscheinen als sonst. Vor allem aber hat Julius Bergmann, der vor kurzem erst von Karlsruhe nach Düsseldorf übergesiedelt ist, ein prächtiges Bild, „Ruhe im Walde", ausgestellt. Die Bäume stehen in einem von dichtbeslaubten Bäumen eingetauchten Waldstümpel in einem schattigen Grunde, in den nur vereinzelte Sonnenstrahlen hindringen; ihr verschwimmendes Bild lehrt in dem trüben Wasserspiegel wieder. Man fühlt, trotz des Schattens, wie sich die Luft weich und warm um die Füße legt; in löslichen, leuchtenden Farben ist das Bild breit und sicher hingestrichen. Neben Bergmann zieht Otto Heichert mit seiner „Märkischen Veteranen-Versammlung" die Aufmerksamkeit auf sich. Eine Fülle ausgezeichnet gelungener Typen, die Männer, die da an den langen Tischen zusammensitzen und kaum noch bei der vorgerückten Stimmung auf den Redner in ihrer Mitte hören. Grell fällt das Sonnenlicht durch die Fenster auf die von Dampf und Rauch erfüllte Luft. Das ist kräftig, eher derb gegeben, mit dickem Farbonauftrag; wohl läuft auch manche Härte mit unter, aber das Ganze ist von einer bemerkenswerten Frische. Ähnliches gilt von den See-Landschaften Andreas Dirks', der noch weniger sparfam mit der Farbe umgeht. Fritz v. Wille sucht in den Höhenzügen der Eifel-Landschaft ähnliche Motive wie der Karlsruher Hans v. Wolzmann; diesmal hat er „Ein Eifelneß" mit einem starken Effekt, tief hangenden Gewitterwolken, gesandt.

Nur mit ganz wenigen und wenig bedeutenden Bildern sind Dresdener Künstler vertreten. Edmund Körners Bild „Erloß", ein echtes Stück „Arbeitsmalerei", ist besonders zu erwähnen. Rieflings beide Herrenbildnisse waren auch in Berlin schon recht oft zu sehen. Theodor Hagen in Weimar hat fünf seiner Landschaften gesandt, in denen sich ein unangenehm freibiger

Ton immer mehr bemerkbar macht. Eine neue Malergruppe scheint sich in Frankfurt a. M. und Cronberg im Raum geformt zu haben; vorläufig ist freilich nichts Erfreuliches von ihr zu berichten. Selbst wenn der Ort nicht auf Hans Thoma hinwiese, der jetzt erst von Frankfurt fortgegangen ist, könnte man erraten, daß sie zu ihm in Beziehungen steht. Was aber Wilhelm Sus in seinen Ball werfenden nackten Jungen geleistet hat, ist eine zu weit gehende slavische Nachahmung nicht gerade des Besten in Thoma's Werken: der braunen Haut; eine so häßliche Silhouette, wie sie in der Bewegung des dem Beschauer zugewendeten Jungen geboten wird, hat Sus bei Thoma jedoch schwerlich gefunden. Mit großer Freude begegnet man Bernhard Winter wieder, der in Oldenburg ganz für sich lebt und schafft; ihn in einen Schulzusammenhang zu bringen würde schwer halten. Er hat die Bewillkommung der Gäste bei einer alten niederdeutschen Bauernhochzeit gemalt. Das Bild ist so naiv und unbekümmert um alle Schulmeinungen heruntergepinselft, mit all der Wuthheit der Bauerntrachten und doch unlenkbar zu einem weichen malerischen Ganzen gestimmt, von einer sicheren Charakteristik in den Bauertypen und den Situationen und nicht zuletzt in den spielenden Kindern, deren Bewegungen zwar manchmal etwas verwegen gezeichnet, die aber immer herzerfreuend drollig sind.

Es ist selbstverständlich, daß die große Masse der Bilder in den weiten Ausstellungsräumen von Berliner Malern beigezeichnet worden ist; es ist aber ebenso selbstverständlich, daß von den allermeisten nichts gesagt zu werden braucht. Die Bilder sind sich Jahr für Jahr zu gleich, als daß man jedesmal dasselbe wiederholen könnte. Das gilt schließlich auch für Hans Hermann's holländische Straßenschilder, die in ihrer Umgebung gewiß angenehm aufpassen, und für Max Rönner's Porträts, bei dessen Männerbildnissen ein kreidiger Fleißton immer mehr stereotyp wird, während bei dem Frauenporträt, das eine lebhaftere Farbe und stärkere Bewegung anstrebt, der hellrosa Grund mit den Tönen des Gesichts durchaus nicht zusammengehen will. Karl Ziegler, dessen erste Porträts viel versprochen, wird stets flüchtiger und leerer, und härter in der anspruchsvollen Farbenschemierung; seine Lieutenants-Bilder sind geradezu „fah“. Von vollendeter Technik und mit absoluter Sicherheit hingestrichen sind wieder die Bildnisse Ernst Heilemann's, besonders das eines Knaben in Rot und Blau; ihre Psychologie greift freilich nicht tief. Unter den jüngeren Porträtmalern fällt noch Michael mit einem schlichten, aber doch lebendig wirkenden und eindringend charakterisierten Herrenbildnis auf. Nicht zu vergessen ist, daß die Marine-Vorlage namentlich unter den Berliner Malern ihre Opfer gefordert hat, man stößt jetzt allenthalben auf so ein gemaltes graues Panzerungsgelüm; Hans Bohrdt, dem man auch einräumen muß, daß er schon länger dabei ist, kann wenigstens den Kasten selber immer noch am besten malen.

Das Hauptinteresse der Berliner Malerei nehmen die Sonderausstellungen in Anspruch. Man kann allerdings nicht finden, daß Paul Borgaugs und Joseph Rummelspachers Landschaften gewinnen, wenn man ihrer so viele bei einander sieht. Es ist bei beiden im Grunde dieselbe Art: der eine sucht die Alpen nach interessanten Ausblicken ab, Vorgang begünstigt sich mit den bescheideneren Reizen der Wart, aber er wählt doch auch besondere „Ansichten“, am liebsten einen mitten durch das Bild sich hinziehenden Bach, den Ufergebüsch zu beiden Seiten umsäumen. Das ist nüchtern und glatt geschliffert, immerhin noch eine Erholung gegenüber den rein panoramaartigen Bildern Mummelspachers. Auch für Oswald Kneubachs italienische Landschaften und Szenen hat man heute kein Verständnis mehr. Es sind die richtigen „Delbilder“ schlimmen Angedenkens; die früheren in ihrem einheitlicheren braunen Ton und mit ihrem was heute so matt scheinenden Licht sind noch eher hinzunehmen als die grell bunt Leuchteffekte der späteren Zeit.

Eugen Wracht hat in seiner Sonderausstellung über vierzig Landschaften und Studien vereinigt; sie zeigen seine Versuche, über die naturalistische Anschauung hinaus zu einem neuen heroischen Landschaftsstil zu kommen. Er wählt von vornherein solche Motive in der Natur, die starke Lichtwirkungen mit Licht- und Schattenkontrasten und kräftige Farben bieten; er malt mit Vorliebe den Herbst mit seinem leuchtenden Gelbrot der Blätter oder die tiefblauen Töne der Nacht; Gelbrot, Blau und das Weiß von Birkenstämmen oder ersten Schnee sind die Farben, die am häufigsten auf seinen Bildern wiederkehren. Ebenso sucht er in der Landschaft die mächtig abfallenden Linien von Höhenzügen und Hügeln oder er stellt große Baumstämme gegen den Himmel. Die Wirkungen sind sehr ungleich; oft erscheinen die Bilder grell und übertrieben und trotzdem fehlt ihnen, wie etwa in dem „Erlenbruch“, das warme Sonnenlicht, dann wieder gelingen ihm namentlich in den dunkler getönten wie „Morgenstern und Spree“, große und reine Wirkungen.

Beachtung finden die Bemühungen Ludwig Dettmanns und Hugo Vogels, einen monumentalen Stil zu entwickeln. Von einem wirklichen Arbeiten in diesem Sinne ist bei Dettmann eigentlich nur wenig zu merken. Es sind vier Wandbilder in Casinofarben, die für das neue Rathhaus in Altona bestimmt sind, von ihm ausgestellt, die kaum etwas anderes sind als vergrößerte Gemälde in seiner gewohnten Art. Bei jedem einzelnen ist ein durch die Stimmung gebotener Ton stärker herausgearbeitet, unter einander aber haben die Gemälde, die doch denselben Raum zu schmücken bestimmt sind, keine innere Beziehung. Eher läßt sich bei Vogel, der fünf Wandbilder für die Ausschmückung des Ständehauses in Merseburg gemalt hat, ein

Streben nach einem monumentalen Stil bemerken. Die Gestalten in seinen figurenreichen Bildern sind in ihren Umrissen vereinfacht und flüchtig behandelt, nicht körperlich modelliert wie sonst bei ihm; und in dem lichten Gesamton ist eine Beziehung zu der architektonischen Umrahmung gesucht, aber das Ganze wirkt schließlich steif und nüchtern und entbehrt der Größe. Wie unfrei der Künstler gegenüber dem Modell ist, zeigt ein Vergleich einiger Figuren mit den dazu gehörigen Studien, die daneben hängen. Vogel ist eben, wie auch alle andren Gemälde von ihm zeigen, der technisch zwar tüchtige, aber temperamentlose und in seinem ganzen Schaffen auf das Vorbild anderer angewiesene Künstler. —hl.

### Kleines Revue.

ie. Elektrische Meteore. Wie in der Bitterungskunde die Himmelsniederschläge als Hydrometeore bezeichnet werden, so kann man auch von elektrischen Meteoren sprechen, man muß sich dabei nur vergegenwärtigen, daß das Wort Meteor ursprünglich etwas weit Allgemeineres bedeutet als einen Meteorstein. Die elektrischen Meteore würden dann in zwei Gruppen zerfallen: Blitze und Emsfeuer. Da wir jetzt in die Jahreszeit der Gewitter eintreten, so mögen einige Worte über besonders merkwürdige Erscheinungen dieser Art am Platze sein. Weit geheimnisvoller als der gewöhnliche Blitz berührt das Emsfeuer unser Auge. In seltener Schönheit wurde dieses elektrische Meteor vor wenigen Jahren an der meteorologischen Station bei Gastein beobachtet. Die Schornsteine, die Wetterfahnen, das Kreuz der nahen Kirche, alles war strahlend erleuchtet, alle Bäume, besonders die Lärchen glänzten wie Eispyramiden oder als ob sie mit Kanisüdzucker bedeckt wären. Das Licht, das alle Gegenstände einhüllte, war von schneiger Weiße, man sah nicht, wie gewöhnlich, einzelne Flämmchen, sondern alles schien von einem unbestimmbaren Lichte wie von einem Schleier bedeckt. In einer Allee des hochgelegenen Gartens zeigte sich auf dem Erdboden ein gelbgrünlich leuchtender Streifen; wenn man mit einem Stock darüber strich, so hörte der phosphoreszierende Glanz auf, um bald darauf aufs neue zu erscheinen. Während dieser Elektricitätswunder war die Luft von einem eigentümlichen Geruch erfüllt; sie hielten eine halbe Stunde lang an, worauf ihnen ein heftiger Wollenbruch ein Ende bereitete. Bei einem derartigen Emsfeuer wird der Mensch, der des Glüdes eines solchen Anblicks teilhaftig wird, einen reinen Genuß empfinden. Anders liegt die Sache mit einer zweiten, wosmöglich noch rätselhafteren Erscheinung, nämlich der Kugelblitzen. In dem Organ der Französischen Meteorologischen Gesellschaft werden einige besonders auffallende Ereignisse dieser Art zusammengestellt. An einem Julitage lag in dem Hafen von Southampton eine große Yacht vor Anker, als sich gegen 2 Uhr ein heftiges Gewitter von Westen her aufmachte und mit mehreren starken Blitzen über dem Hafen niederging. Bei den ersten Regentropfen wurde die Aufmerksamkeit des Besitzers jener Yacht durch ein helles Licht erregt, das von dem oberen Teil des Fockmastes auszugehen schien. Es war eine Feuerkugel von zart rosaroter Farbe in der Gestalt einer Birne, die sich etwa in der halben Höhe des Mastes zeigte und langsam gegen die Brücke hinab sank. Sie hatte eine Breite von 4 bis 5 und eine Länge von 6 bis 8 Zoll. Als sie die Brücke erreichte, ließ sich eine starke Detonation vernehmen, Funken sprühten auf und das Vorderkastell erschien in einem grellen Licht. Der Steuermann, der sich in der Nähe des großen Mastes befunden hatte, wurde zu Boden geworfen, erhob sich aber bald wieder. Die Entladung drang an der Vorderseite des Großmastes durch einen Ventilator in die Küche, schlug dem Koch eine Zinnplatte aus der Hand und warf alle Geräte in die Sülde. Nach der Explosion verbreitete sich ein starker Ozongeruch, der einige Zeit anhielt, im übrigen aber waren keine Spuren von der Bahn des elektrischen Meteors erkennbar. Am stärksten wirken solche atmosphärischen Vorgänge auf hohen Bergen, und ein Beispiel dafür giebt ein Erlebnis, das einige Vermessungsbeamte auf dem Elbert-Berge in Colorado durchmachten. An einem Julitage stellte sich um 8 Uhr morgens in der Ebene ein leichter Nebel ein, der am Nachmittag fast bis zu dem Standort der Beobachter in 14 000 Fuß Höhe emporgestiegen war und sich zu einer dicken Wolke verdichtet hatte. Nun begann die Elektricität ein tolles Wesen zu treiben. Alles schien mit dem Element geladen zu sein: sämtliche vorstehende Spitzen, die Stangen des Zeltes, die scharfen Eden der Felsen erstrahlten im Funkenlanz, und elektrische Feuerkugeln verbreiteten ein magisches Licht. Diese Kugeln waren von wechselnder Größe, von der einer kleinen Flamme bis zu der einer Kugel von 4 Zoll Durchmesser. Aus den metallischen Gegenständen, aus den Zeltwänden, aus den menschlichen Körpern konnten lange elektrische Funken gezogen werden. Die Haare sträubten sich wie eine kurzgeschorene Mähne um den Kopf, der von einer Glorie umgeben schien. Jeder spürte ein eigentümlich prickelndes Gefühl auf der Haut, oftmals durch einen starken elektrischen Schlag unterbrochen. Der Zustand war zeitweise so unangenehm, daß die Leute sich auf den Boden legen mußten. Die Erscheinungen dauerten eine volle Stunde, dann änderten sie plötzlich ihre Eigenart und gingen zu zahlreichen Entladungen über.

Musik.

— Auf dem Konzertschauplatz ist zwar der reguläre Winterfeldzug lange vorbei; wer aber auf wirklichen Frieden rechnet, wird bald insamt aus seiner Ruhe aufgeschreckt durch den immer wieder aufflackernden Guerillakrieg, den einzelne Konzertgeber und Theaterleiter gegen die sommerlichen Gewalten führen.

Man wird gegen diese Stillblüte des Mezerenten hoffentlich sehr nachsichtig sein; ja selbst Schimmeres würde man wohl verzeihen dürfen, seit unsre königliche Oper in ihrem Hinabstieg zu den unterirdischen Kaffamächten bereits beim — „Milado“ angelangt ist. Am Sonntag soll dem dieses „Hobelied der Schirnerweichung“ in königliche Scene gehen, unter Aufsicht des Komponisten mit bekanntem Pomp und mit einer Preistreiberei, wie wir sie bisher nur bei der großen Melba erlebt. Für eine Satire auf unser Musikregierungsgebäude wird jetzt wohl der Stoff durch die Wirklichkeit überholt sein.

Eine zahlreiche und jedenfalls über den Vereinskonzertbanden stehende Truppe von jener Guerilla-Art hat noch kurz vor Pfingsten Herr Konzertfänger Julius Barndow mobilisiert, mit einer Programmumwälzung, die hier innerlich weniger unerträglich wirkte als im regulären Konzertkampf: wir belamen eine Reihe von Gesangstimmen zu hören, die mit ihren Vorzügen und verschiedentlichen Unvollkommenheiten eine gute Gelegenheit zur Diskussion über Gesangstechnik darbieten konnten. In erster Linie ist wohl Fräulein Gertrude Ludy zu nennen, auf dem hiesigen Konzertboden nicht mehr unbekannt, sie hat einen ganz eigentlich dramatischen Sopran, mit einer vollen metallischen Stimme, deren Ton jedoch nicht immer ganz fest und nicht gerade von der äußersten Milde ist, und noch etwas weicher angelegt werden könnte, während hinwieder den Konsonanten noch mehr Schärfe zu wünschen wäre. Auch Frau Marie Cornatis zeigt bei ihren mehr lyrischen Vorträgen etwas Dramatisches in ihrer ebenfalls metallischen und recht gewandten Stimme, obgleich diese an Wohlklang nicht eben voransieht. Als eigentlich lyrischer, speciell Koloratur-Sopran kam zwischen diesen beiden Frä. Catharina von Collas: sie kam viel, wemgleich die hiesigen Partien ihrer Stimme lange nicht so ausgereift sind, wie die hohen, die Koloratur auch nicht ganz rein und der Ton etwas eingeklemmt ist. Einen solchen Mangel des freien Herausströmens der Tonwellen finden wir freilich nur allzu oft; unter den damals aufstretenden Künstlern zeigte auch der Bassist Herr Anton Däselner einen Ton, dessen Strom in der Mundhöhle währt den richtigen Weg nach vorne nimmt, sondern fälschlich erst am Gaumen anschlägt. Unter den vorgebrachten Kompositionen ragte ein Duett von Cornelius „In Sternennacht“ (Frau Marie Cornatis und Frä. Wilma Enequiss) durch seine schlichte Unmut hervor, während ein Boeren-Nationallied von einer Boerin, M. F. van Nes, zwar auf einem andern Boden als dem unsrer musikalischen Liebeslieferungen wohl begeistern kann, hier aber den unzähligen Proben einer sozusagen genossenschaftlichen Musik gar zu ähnlich ist.

In dem letzten der regelmäßig wiederkehrenden Konzerte Professor S. Reimanns war ebenfalls manch interessanter Gesang zu hören. Mit Doris M. Woodall besitzt einer sehr sonoren Mezzosopran, beinahe mit dem Charakter eines Alt; ihre Stimme ist gut gebildet, insbesondere ausgeglichener, doch mehr wichtig und energisch als mild. Frau Weigoldts Sopranstimme ist gegen jene ungleichlicher und gewinnener, fast größer; allein auch sie zeigte ein thätiges Können, zumal an der einen lyrischen Sopran nötigen Beweglichkeit, und hatte an einer Arie von Mozart eine viel verlangende Aufgabe. Die Hauptleistung dieses Abends war das Vorführen mehrerer bisher wenig gekannter Jugendkompositionen Wachs und zwar an der Hand einiger dem Programm beigegebener Erläuterungen. Was sie uns hauptsächlich zeigten, war der Einfluss von Vorgängern, der sich in diesen frühen Werken verrät. Wir kennen Wachs u. a. als den gewaltigen Künstler des Vereinigungs zweier Tendenzen: der einen nach schlichter, inniger, wohlgefälliger Vollständigkeit, und der andern nach entwidelteten, überschörkelten Kunststücken. Diese Vereinigung ist nun in jener Jugendzeit noch nicht zu solcher Einheitslichkeit ausgereift wie später: noch stehen die beiden Elemente selbständiger, sozusagen nader neben einander. Daß aber selbst über jene Reihe des späteren Wachs hinaus eine noch innigere Gemeinschaft des künstlerischen Lebens zwischen den beiden Elementen kommen konnte, ist sofort zu erkennen, sobald das Programm von Wachs zu Mozart führt. Die Darbietung einer Kunst, die in jeder Weise das höchste an sachgerechtem Spezialkönnen leistet und doch nicht etwa Künstlerkunst im beschränkten Sinne des Worts, sondern auch Volkskunst im besten Wortsinne darstellt: das hat dem Mozart kaum einer nachgemacht, am wenigsten einer von den Heutigen, die, wofern sie künstlerisch Hohes leisten, nichts weniger besitzen als die Fähigkeit, ihrem Volke so ins Herz zu greifen, wie es Wachs und Mozart trotz und mit allen Trüben und Stimmungelieben gekonnt und gelhan haben. —

Archäologisches.

k. Die ältesten babylonischen Urkunden. Aus London wird berichtet: Im Britischen Museum ist soeben ein neues Zimmer, das den Altertümern des babylonischen Reiches gewidmet ist, eröffnet. Die Sammlung ist von Dr. E. A. W. Budge geordnet worden und ist die reichhaltigste in ihrer Art, die man bisher zusammengebracht hat. Durch Expeditionen im Orient und

durch Anläufe von Inschriftengruppen sind der Sammlung litterarische Denkmäler von unschätzbarem Wert hinzugefügt worden. Da ist eine Reihe von beschriebenen Tafeln, wie die hundert und mehr Briefe des babylonischen Königs Hammurabi, 2300 v. Chr., die in Tel Sifr, dem alten Larfa, entdeckt wurden, und die sich noch durch Hunderte von Privatbriefen ergänzt worden. Dies sind aber noch nicht die ältesten Dokumente in diesem Zimmer, denn man findet hier litterarische Urkunden von 4500 v. Chr. bis 94 v. Chr. Die Reihe von litterarischen Dokumenten wird durch Gruppen von Cylindern in den Wandschränken gut illustriert, die den Ursprung und die Entwicklung der Keilschrift erläutern, begonnen mit Ziegeln und beschriebenen Steinen, die von 4500 v. Chr. datieren. Die Serie endet mit der Behistun-Inschrift von Darius Hyllaspis, 520 v. Chr., die den Schlüssel zur Keilschrift gab. Dann finden sich hier Thontafeln mit sehr archaischen Dokumenten des Königs von Sipurra E-anna-Du und andre, die zu den ältesten Dokumenten gehören und sehr wertvoll sind. Von großem Interesse sind besonders die wundervollen Serien von Tempelberichten und Landverträgen auf Thontafeln, die vollkommen gut erhalten sind. Die Dokumente enthalten die Verzeichnisse der Zehntenbezahlungen an die Tempel von Süd-Chaldäa während der Regierungen Durgis und anderer Könige von Ur um 2500 v. Chr. Sie enthalten hunderte und tausende von Einträgen über Schafe, Ochsen und Gmel, die von Farmern gebracht und gegen Geld wieder ausgelöst wurden, ferner Einträge über die Zehnten an Korn, Datteln, Wolle und andern Produkten. Die Bilanz der einzelnen Beträge wird in regelmäßigen Zwischenräumen und am Ende alles sorgfältig abgeschlossen. Es sind die ältesten und genauesten Beispiele der Buchführung. Noch überraschender sind die kreisförmigen Tafeln, die sich in einem der Schränke befinden. Es sind Katasterpläne von Gütern, die gemacht wurden, um die Einnahmen abzuschätzen. Die Größenverhältnisse jedes Feldes sind angegeben, und der Wert wird berechnet durch den Betrag an Korn, der erforderlich ist, um sie zu besäen. Diese wichtige Sammlung früherer Finanzurkunden stammt aus dem Tempel von Nimgirju in Tello. Andre Tafeln von 2300—2100 v. Chr. enthalten Handelskontrakte, Gefesurkunden und Pachtverträge. Sie geben ein Bild von dem Handelsstystem des alten Babylon und den Handelsregeln im ganzen westlichen Asien. Es geht daraus die wichtige Thatsache hervor, daß schon zu dieser frühen Zeit Banken oder Handelsgesellschaften in den meisten großen Städten, wie Ur, Larfa und Sippara existierten. Die Tafeln von Tel-el-Amarna zeigen, daß die Keilschrift von Chaldäa in Syrien und Palästina eingeführt wurde. In demselben Schrank sind die berühmten Liebesbriefe des ägyptischen Königs Amenophis III. von 1500 v. Chr. —

Humoristisches.

— Sicheres Zeichen. Sie wissen ganz genau, daß Ihr Zimmerherr, der Schauspieler, deumächtig beneidigt hat? Gewiß, er läßt ja bereits seinen silbernen Lorbeerkranz blank puhen. —

— Zu gefährlich. Herr: Würden Sie unsern Verein vielleicht gestatten, daß wir uns ein wenig auf dieser Weise lagern? —

Wauer (zögernd): Ja... Hoffentlich sind Sie doch kein vegetarischer Verein! —

— Der kleine Porzellan-Kenner. Karlchen (Sohn eines Antiquars): Wo bist Du denn geboren, Tante? —

Tante: Ich bin aus Meissen, Karlchen. —

Karlchen: Aber hast Du denn auch zwei Schwerter auf der Rückseite? — (Reggend. hum. Wk.)

Notizen.

— Hartlebens neues Bühnenwerk „Rosenmontag“, das in Berlin im Deutschen Theater aufgeführt werden soll, wird auch in Wien im Lusttheater mit Rainz in der Hauptrolle in Scene gehen. —

— Das Schillertheater verspricht für das nächste Spieljahr „Richard III.“ und „Heinrich IV.“ von Shakespeare, „Manfred“ von Byron, „Faust“ I. Teil (in zwei Abenden), „Die Wraut von Messina“, Hebbels „Nibelungen“, „Die Kronpräsidenten“ und die „Wildente“ von Ibsen usw. —

— Max Halbes „Jugend“ ist nun endlich auch in Dresden zur öffentlichen Aufführung freigegeben worden. Das Drama wird im August im Residenz-Theater in Scene gehen. —

— Ein großes ostpreussisches Musikfest soll im nächsten Jahr in Königsberg abgehalten werden. —

— In der österreichischen Abteilung der Gartenbau-Ausstellung in Paris findet sich eine Pflanze, deren Alter man auf mehrere Jahrhunderte schätzt. Die Pflanze gehört zu der Familie der Asclepiaden und wurde vor 100 Jahren vom Kay der Guten Hoffnung nach Ostreich gebracht, ohne daß es bisher gelungen wäre, Ableger oder Samen von ihr zu erhalten. —

— Nach den „Edernförder Nachrichten“ ist im Damendorfer Moor eine gut erhaltene Leiche gefunden worden; das Alter derselben wird von Sachverständigen auf 1500 Jahre geschätzt. —